

Sicherheit geben. So könnten wir viele Selbstmorde und Suizidversuche verhindern.

Für Sterbehilfvereine habe ich nichts übrig. Ich habe Angst, dass es vor allem die einsamen Menschen sind, die sich an diese geschäftsmäßigen Vereine wenden. Menschen, die niemanden haben, mit dem sie reden können, und keinen Arzt, dem sie vertrauen. Deshalb habe ich beschlossen, einen eigenen Antrag zur Sterbehilfe zu formulieren. Ich habe Peter Hintze von der CDU angerufen. Ich hoffte, dass er das Thema ähnlich sieht. Wir haben lange gesprochen. An diese Woche kann ich mich genau erinnern. Ich war bei meinen Eltern. Der Krebs war zurückgekehrt.

Mein Vater starb im September. Ich war gerade auf einer Klausur der SPD-Fraktion, wir berieten auch über die Sterbehilfe. Da kam der Anruf, dass es ihm sehr schlecht gehe. Ich bin sofort nach Hause gefahren. Die Ärzte wollten noch mal operieren, aber mein Vater lehnte das ab. Er hatte eine Patientenverfügung, die wir alle kennen. Wir haben seinen Wunsch respektiert.

Er wollte ein Wiesengrab, auch das hatten wir vorher besprochen. Auch wenn es traurig ist und uns fordert: Es sollte uns öfter gelingen, über das Sterben und den Tod zu sprechen.

Kathrin Vogler, 51

Die Linke, Geschäftsführerin, Antrag 1

Ich weiß schon seit ungefähr 20 Jahren, wie mein Ende aussehen könnte. Damals habe ich erfahren, dass ich krank bin. Ich habe multiple Sklerose. Ich hatte einen schweren Schub und konnte meinen rechten Arm nicht mehr benutzen. Ich war sechs Wochen in einer Reha-Klinik. Da habe ich einen Blick in eine mögliche Zukunft erhascht. Ich sah andere Erkrankte.



Vogler

Manche saßen im Rollstuhl, die meisten waren auf fremde Hilfe angewiesen.

Es kann sein, dass ich Menschen zur Last fallen werde. Es fällt mir schon schwer, andere um Hilfe bitten zu müssen, aber ich hoffe, dass ich in einer Welt lebe, in der man einen Kranken nicht als jemanden sieht, der tot besser dran wäre.

Es gab einen Moment in der Sterbehilfe-Debatte, den ich nie vergessen werde. Es war ein kleiner Kreis von Abgeordneten. Eine Kollegin sagte, sie habe keine Lust, sich im Alter den Hintern abwischen zu lassen. Da stand ich auf und sagte vor allen, dass ich krank bin.

Ich sagte: „Ich bin froh, Teil einer Gesellschaft zu sein, wo Menschen, die Hilfe brauchen, nicht denken, dass sie kein Recht darauf haben.“ Ich sagte auch: „Man muss Kranken zeigen, dass es in Ordnung ist, wenn sie leben wollen. Ihr Leben ist genauso viel wert wie das der anderen.“ Eigentlich wissen nur wenige Menschen, dass ich MS habe. Es geht auch niemanden etwas an. Aber das, was die Kollegin sagte, klang so, als wäre man ein Mensch zweiter Klasse, wenn man auf Hilfe angewiesen ist. Als könnte ich mal ein Mensch zweiter Klasse werden.

Ich sagte ihr: „Ich bin sehr froh, wenn ich später jemanden habe, der für mich da ist, jemanden, der mir auch den Hintern abwischen würde. Und ich wünsche mir, dass dies auf eine Weise geschieht, in der wir beide unsere Würde wahren.“

Harald Terpe, 60

Die Grünen, Arzt, Antrag 1

Ich habe schon als Schüler im Krankenhaus gearbeitet, in der Uni-Klinik Greifswald. Vormittags war ich in der Schule, nachmittags oder nachts habe ich Kranke gepflegt. Oft bis zum Tod. Ich war stolz, etwas Sinnvolles zu tun. Damals habe ich Menschen sterben sehen, als Arzt sieht man das eher nicht.

Sterben ist nicht immer schrecklich. Was im Sterben passiert, ist für die Angehörigen schwerer als für die Sterbenden. Es sind die Angehörigen, die es nicht ertragen können. Und die Sterbenden machen sich Sorgen um die, die bleiben. Man muss die Sterbenden loslassen können. Die Angehörigen müssen lernen, dass sie eine humane Verpflichtung haben, das Schicksal zu tragen. Das sind sie den Sterbenden schuldig.

Im letzten Herbst habe ich meine Mutter zu Hause gepflegt und bis zu ihrem Tod begleitet.

Als sie noch nicht krank war, haben wir oft diskutiert. Meine Mutter sagte: Falls ich krank werde, hoffe ich, dass du die richtige Spritze für mich hast. Ich habe ihr widersprochen. Man kann die Verantwortung für das eigene Sterben nicht



Terpe

einfach abgeben. Denn mit der Aufforderung zur Suizidhilfe holt man jemanden in die Verantwortung. Man gibt sie ab, das macht es vermeintlich so attraktiv. Wenn es nicht die Angehörigen sind, sondern Ärzte oder Sterbehilfvereine, kann man sich sagen, man habe niemanden belastet.

Meine Mutter bekam dann eine Tumorerkrankung. Sie machte eine Chemo und hatte noch einige Jahre mit guter Lebensqualität. Als der Tumor wiederkam, entschied sie für sich, dass sie nicht mehr therapiert werden wollte. Es ging unausweichlich auf den Tod zu, und die Diskussion fing wieder an.

Es ist nicht einfach, mit dem Todeswunsch der eigenen Mutter konfrontiert zu werden. Ich fragte sie: Was willst du genau? Soll ich dir einen Becher mit Gift hinstellen? – Nein!, sagte sie, das will ich nicht. – Wie stellst du es dir denn vor? Soll ich es dir in den Mund schütten? – Nein, sagte sie, kannst du mich nicht spritzen?

Die Spritze – das ist eigentlich der Wunsch. In der jetzigen Debatte wird das verschleiert. Viele wollen eigentlich die aktive Sterbehilfe, trauen sich aber nicht, das zu sagen. Sie wissen, dass es nicht geht.

Meine Mutter war verzweifelt. Wie soll ich denn sonst sterben?, fragte sie. Ich habe die Frage zunächst überhört und verdrängt. Aber irgendwann ging es nicht mehr. Also habe ich ihr einen Ratschlag gegeben, wie sie natürlich sterben könnte. Gleichzeitig habe ich ihr versprochen, den Weg mit ihr gemeinsam zu gehen. Sie wurde immer pflegebedürftiger. Aber wir haben das Leben trotzdem noch gestaltet. Ich habe sie aus der Klinik nach Hause genommen. Freunde, Verwandte kamen zu Besuch. Es gab die vielen Fragen des Verabschiedens und des Ordnen. Junge, was machst du mit meinen Pflanzen, und noch das Geschenk für die Chefarztin. So haben wir herausgearbeitet, dass der Zeitpunkt schwer zu entscheiden ist. Es wurde immer weiter aufgeschoben. Weil es doch noch

gut war, dass die Freundin da war oder der Enkel.

Sie war am Ende Herrin ihres Sterbens, ich sehe keine Einschränkung der Selbstbestimmung darin, dass sie den Weg zu Ende gegangen ist. Es war auch nicht sehr quälend, denn der Sterbeprozess selbst war relativ kurz. So ist das bis auf ganz wenige Ausnahmen immer.

Viele wollen rasch und plötzlich sterben, einfach mit einem Herzschlag. Mein Vater ist so gestorben. Er war von einem Augenblick auf den anderen tot. Ich bin überzeugt, dass er sich lieber von seinem Lebenswerk verabschiedet hätte.

Ich würde wie meine Mutter sterben wollen, ich finde es nicht gut, die Dinge nicht zu Ende gebracht zu haben. Auf das Sterben muss man sich einlassen wie auf so vieles im Leben. Diese Erfahrung habe ich oft gemacht: Man springt ins Ungewisse und geht mit der Situation so um, wie sie ist. Wie bei Frau Holle: Spring einfach in den Brunnen.

Anton Hofreiter, 45

Bündnis 90/Die Grünen, Biologe, Antrag 4

Es gibt Dinge, die man als Biologe vielleicht anders sieht. Zum Beispiel, dass die derzeitige Debatte um einen „natürlichen Tod“ mit der Natur wenig zu tun hat. In der Natur gibt es keine Medikamente, keine Ap-

parate, niemand leidet lange an unmenschlichen Schmerzen, in der Natur endet das Leben meist abrupt und unerwartet.

Ich bin früher viel gereist. Einmal war ich in einer Stufenschlucht in Bolivien, damals gab es dort noch keine Touristen, ich war allein. Ein Stein gab nach, und ich stürzte in Richtung Abgrund. Ein Dornbusch hat mich an der Kante aufgehalten. Danach brauchte ich eine Dreiviertelstunde, um ausgezittert zu haben. Ich denke noch oft an diesen Tag.

Der Mensch unterscheidet sich in zwei wesentlichen Punkten von allen anderen Lebewesen: Er weiß, dass er lebt, und er weiß, dass er sterben muss. Wie alle anderen Lebewesen ist er aber biologisch auch darauf ausgelegt, unbedingt überleben zu wollen. Daher ist der Gedanke an den Tod so unerträglich.

Wenn wir schon selbst entscheiden können, wie wir leben wollen, warum sollen wir dann nicht auch entscheiden, wie wir sterben wollen? Wir sind Leben und Tod nicht einfach ausgeliefert. Es sollte einen Ort geben, an dem Menschen Todkranken helfen zu sterben, wenn sie es wollen. Und es sollte möglich sein, seine Angehörigen dabei auch außen vor zu lassen.

Ich glaube nicht an einen Himmel. Der Sinn des Lebens ist das Leben selbst. Warum darf man dann nicht bestimmen, wann es vorbei sein soll?



Patrick Sensburg, 44

CDU, Jurist, Antrag 3

Es gibt Menschen, die ständig die Lebenslinien auf ihrer Hand betrachten, um herauszufinden, ob sie alt werden oder welche Krankheiten sie irgendwann erwischen könnten. Ich gehöre definitiv nicht dazu. Gerade bin ich 44 Jahre alt geworden, ich treibe Sport, ich bemühe mich, gesund zu leben. Alles andere liegt in Gottes Hand. Es wird kommen, wie es kommt. Ich denke nicht ständig darüber nach, wie ich sterben werde.

Aber ich kann mich nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass mir ein Arzt irgendwann ein Todesmittel geben sollte. Ich möchte nicht in einer Gesellschaft leben, in der es irgendwann als wohlwollende Hilfe oder Nächstenliebe interpretiert wird, Menschen ein tödliches Medikament auf den Nachttisch zu stellen. Es ist eine viel härtere Aufgabe, einen Sterbenden zu begleiten und Wochen am Krankenbett zu verbringen. Bei ihm zu sein, bis er am Ende vielleicht sagt: „Ich bin froh, dass du da bist.“

Ich habe Angst, dass alte Menschen irgendwann das Gefühl haben könnten, zur Belastung zu werden. Meine Eltern sagen auch immer: Kinder, wenn wir alt sind, wollen wir euch nicht zur Last fallen. Fast alle Eltern sagen das. Es kann aber nicht sein, dass ältere Menschen sich irgendwann verpflichtet fühlen könnten zu sagen: Es ist so weit, schickt mir einen Arzt, und gebt mir das Mittel. Es kann auch nicht sein, dass es heißt: Opa, meinst du nicht, dass es jetzt langsam mal Zeit wird?

Wir können nicht alles per Gesetz regeln. Schon gar nicht können wir als Politiker Kriterien festlegen, wann das Leid so unerträglich ist, dass ein Mensch einem anderen erlauben darf, ihm beim Sterben zu helfen. Wir sollten die Beihilfe zum Suizid



Hofreiter